

Wozu noch Bibliotheken?

Michael Knoche – (Weimar)

Das Informationsmonopol, das Bibliotheken jahrhundertlang innehatten, ist gekippt. Wer heute rasch eine Information braucht, geht nicht mehr in eine Bibliothek, sondern benutzt eine Suchmaschine im Internet. Wer etwa wissen will, welche Bilder Leonardo da Vinci gemalt hat, findet die Antwort in Windeseile, sobald er mit der Eingabe der Frage fertig ist.

Will man einer Frage tiefer nachgehen, wer zum Beispiel die historische Person hinter der „Mona Lisa“ auf dem Gemälde Leonardos war, liefert das Internet eine Vielzahl von Antworten, darunter wertvolles Wissen und unbewiesene Behauptungen. In manchen Ländern zeigen die Suchmaschinen die Debatte um die mögliche homosexuelle Orientierung des Malers und seines Modells nur lückenhaft an. Den neuesten Stand der Forschung aber wird man verlässlich nur unter Einbeziehung von gedruckten kunsthistorischen Büchern ermitteln können, wie sie in einer spezialisierten Bibliothek verfügbar sind. Denn die kunsthistorische Forschung ist nur zum Teil über das Internet zugänglich und zum größeren Teil ausschließlich gedruckt publiziert.

Sollte sich dieser Befund in einigen Jahren umkehren und mehr kunsthistorische Erkenntnisse in digitaler als analoger Form verfügbar sein, wird man trotzdem gut daran tun, den Forschungsstand in einer Bibliothek zu recherchieren. Denn so wie gedruckte kunsthistorische Bücher Geld

kosten, kosten auch kunsthistorische E-Books, Zeitschriften und Datenbanken Geld. Diesen finanziellen Aufwand bringen Bibliotheken auf und verwandeln so das private Gut der Urheber von Erkenntnissen in ein öffentliches Gut, das allgemein zugänglich ist. Sie halten auch Publikationen vor, die selten genutzt werden oder in der Beschaffung und Aufbereitung besonders teuer waren. Eine einzelne Person wäre organisatorisch und finanziell wohl überfordert, wollte sie sich auch nur die relevante Literatur zur Mona Lisa zusammenkaufen.

Die Sammlungen der Bibliotheken dokumentieren den Stand des Wissens auf bestimmten Gebieten und schaffen so einen Mehrwert über die Einzeldokumente hinaus. Ein Bibliotheksbestand kann Informationen und Anregungen bieten – vorausgesetzt, er ist reich, einladend, zugänglich und begünstigt Entdeckungen. Es ist ein Missverständnis zu glauben, Wissenschaftler würden Bibliotheken nur aufsuchen, wenn sie eine bestimmte Frage hätten. Bibliotheken funktionieren zwar auch wie Suchmaschinen. Aber ihre schönste Aufgabe besteht darin, Orte zu sein, wo Nutzer etwas finden, was sie nicht gesucht haben. Gute Bibliotheken sind für Überraschungen gut. Auch im Netz kann man Überraschungen erleben. Aber bibliothekarische Sammlungen eröffnen Zugänge jenseits der eingespielten Suchalgorithmen und Trampelpfade des Wissens.

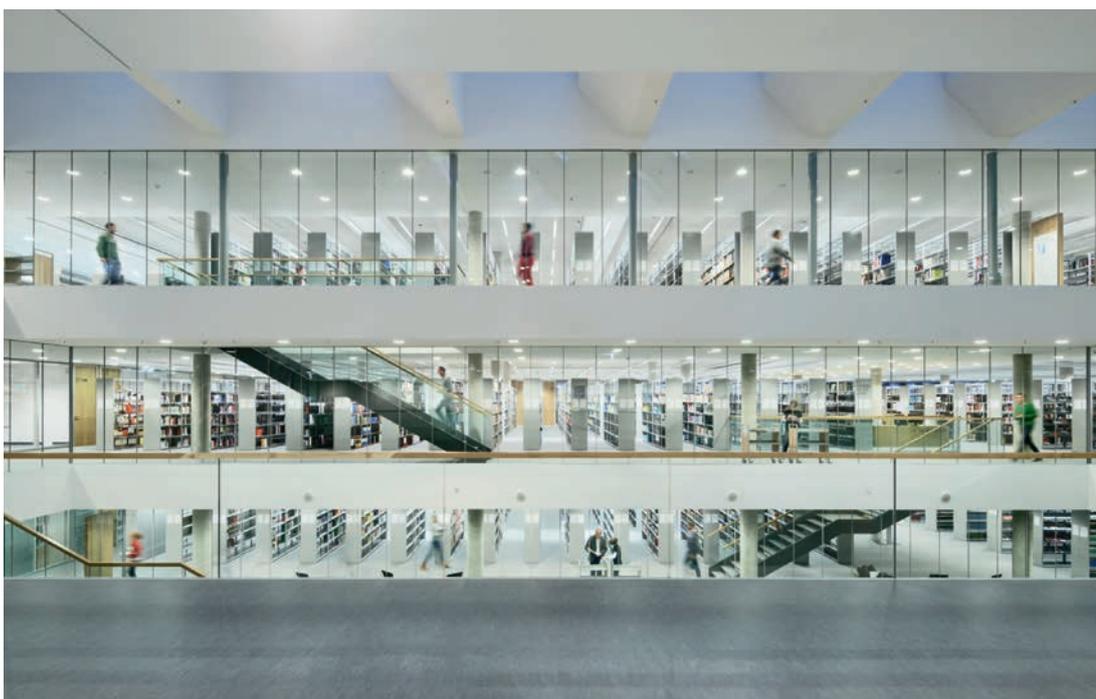


Abb. 1: Freihandbereich und Sitzgelegenheiten in der Bibliothek des Hörsaal- und Medienzentrums auf dem Campus Lichtwiese der TU Darmstadt. Das Gebäude umfasst neben der Bibliothek einen Hörsaalbereich mit Hörsälen, Seminar-, Multifunktions-, Schulungs- und Rechnerräumen. (© TU Darmstadt, Foto: Thomas Ott, 2014)

Alles im Netz?

Wenn Wissenschaftler selbstbewusst verkünden: Ich brauche keine Bibliothek, ich habe alles im Netz. Dann hört sich das an wie der Kalauer aus den Achtzigerjahren: Wieso Atomstrom? Bei mir kommt der Strom aus der Steckdose. Wie aber kommen wissenschaftliche Publikationen ins Internet? Zum wesentlichen Teil durch Bibliotheken! Der Wissenschaftler mag darauf verzichten, sich selber in das Gebäude der Bibliothek zu begeben, tatsächlich aber nutzt er Dienstleistungen der Bibliothek, wenn er über seinen Computer auf hochwertige elektronische Ressourcen seines Fachgebiets zurückgreift. Bibliotheken haben sie nach definierten Prinzipien aus einer Riesensammlung an Material ausgewählt, gekauft und in Katalogen angezeigt, das heißt zugänglich gemacht. Außerdem reichern sie das „Netz“ selber mit riesigen Mengen an Büchern und Zeitschriften an, indem sie die Bestände konvertieren, die urheberrechtsfrei sind. Bibliotheken fallen im Internet nicht besonders auf und bleiben weitgehend unsichtbar.

Das Internetangebot weist nach wie vor riesige weiße Flächen auf. In den Geistes- und Kulturwissenschaften erscheinen wissenschaftlich relevante Publikationen, darunter die klassische geisteswissenschaftliche Monografie¹ oder relevante Primärtexte (z. B. in Literatur, Philosophie oder Musik), immer noch ausschließlich auf Papier. Die deutschen Verlage haben 2016 insgesamt fast 73.000 gedruckte Bücher in Erstauflage herausgebracht.² Von den Zeitschriften, die die Bayerische Staatsbibliothek abonniert, liegt nur ein gutes Drittel auch in elektronischem Format vor.³ Daher ist die Annahme, „ein Großteil“ der Literatur sei bereits digital vorhanden, nur vertretbar, wenn man sie strikt auf die aktuelle Literatur der Naturwissenschaften, Technik und Medizin eingrenzt. Für die Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften ist sie falsch und fahrlässig.

Das Informationsmonopol der Bibliotheken ist tatsächlich gekippt. Kommerzielle Suchmaschinenbetreiber sind die besseren Informationsvermittler. Trotzdem ist niemandem zu raten, sich bei komplexen Fragen mit Antworten zu begnügen, die von den personalisierten und auf Gewinn ausgerichteten Ranking-Mechanismen der Suchmaschinen vorgeschlagen werden.⁴ Außerdem darf nicht vergessen werden, dass Suchmaschinen gar nicht alle Dokumente in der Tiefe des Netzes erreichen. Die nicht-erfassten Bereiche des Internets sind weitaus umfangreicher als die indizierbaren Informationen.⁵

In dieser Situation bleiben Bibliotheken unverzichtbar in ihrer Funktion als neutrale, verlässliche und kostenfrei zugängliche Orte, an denen man sich über den Stand des Wissens anhand

von ausgewählten Publikationen umfassend unterrichten kann. Die Idee der Bibliothek ist nach wie vor stark und notwendig.

Auch wenn das Angebot unentgeltlich zugänglicher Publikationen im Netz wächst, die Wissenschaft ist in erster Linie auf die kostenpflichtigen neuesten Forschungsergebnisse angewiesen, die von Verlagen in Form von Zeitschriftenartikeln, E-Books und Datenbanken angeboten werden. Aber es ist für wissenschaftliche Bibliotheken eine große Herausforderung, die elektronischen Publikationen in ihrer ganzen Vielfalt und dauerhaft stabil bereitzustellen.

Alles nur gemietet

Die fünf größten internationalen Verlage (Elsevier, Springer Nature, Wiley-Blackwell, Taylor & Francis, Sage Publications bzw. American Chemical Society) veröffentlichen in ihren Organen mehr als 50 Prozent aller wissenschaftlichen Artikel – und zwar mit steigender Tendenz. Das gilt für die Wissenschaft insgesamt. In einzelnen Fächern ist die Machtkonzentration dieser Verlage noch viel höher. In den Geisteswissenschaften ist sie vergleichsweise gering.⁶

Die Produkte der kleineren Verlage oder solche, die außerhalb des Buchhandels erscheinen, sind heute in den Bibliotheken oft noch unterrepräsentiert, weil der Bibliotheksetat eher für die großen Paketkäufe immer derselben großen Verlage reserviert wird und der Arbeitsaufwand für die vielen Verträge mit kleinem Volumen zu groß ist. Auch der Zusammenschluss von Bibliotheken zu Einkaufskonsortien trägt zu einem konformen Angebot bei. Daher sieht es in vielen Bibliotheken so aus wie in den 1a-Lagen unserer Großstädte: von Kiel bis Konstanz überall dieselben Handelsketten.

Will eine Bibliothek nicht einseitig nur die Produkte der großen Verlagshäuser anbieten, muss sie sich mit einer großen Menge von Verträgen der mittleren und kleineren Verlage auseinandersetzen. Unterschiedliche Nutzungsbedingungen, Lizenzzeiträume, Anzahl von simultanen Zugriffsrechten, Bezahlwege, Berichtspflichten, Statistiken, Gewährleistungsregelungen und viele andere Parameter sind minutiös zu beachten, bevor die Bestände ins eigene System eingespielt und freigegeben werden können. Die Bestimmungen sind extrem unterschiedlich.⁷ Die Kosten sind abhängig davon, wie viele Publikationen in dem Paket enthalten sind und wie viele Nutzer gleichzeitig darauf zugreifen dürfen.

Solche überkomplexen Regelungen machen das Alltagsgeschäft in den Bibliotheken teuer und langsam. Bisher haben sich nur ansatzweise allgemein verbreitete Geschäftspraktiken herausgebildet. Das merken auch die Nutzer von Bibliothe-

ken: Sie können gar nicht verstehen, dass sie Teile des einen E-Books herunterladen und ausdrucken können, ein anderes aber nur lesen dürfen.

Die Bücher und Zeitschriften bleiben auf den Verlagsservern und werden entweder befristet lizenziert oder dauerhaft zugänglich gemacht. Amazon-Kunden kennen das Modell. Kein E-Book auf ihrem Kindle gehört ihnen wirklich. Ein Eigentumswechsel ist nicht möglich, die Nutzungsfunktionalitäten und Archivrechte existieren nur eingeschränkt. Bloße Zugriffsrechte haben den Nachteil, auch wieder entzogen werden zu können. Im Jahr 2009 hat Amazon die Romane „1984“ und „Animal Farm“ des britischen Schriftstellers George Orwell von den Kindle-Geräten ihrer Kunden einfach gelöscht. Die Firma hatte zu spät bemerkt, dass sie die Rechte an den beiden Werken nicht besaß. Einigen Lesern entwand der Text während des Lesens vom Bildschirm. Die kleine Rückerstattung, die ihnen zustand, konnte ihren Ärger über den plötzlichen Entzug nicht abmildern.

Dieses Beispiel macht deutlich, wie krisenanfällig das Lizenzmodell generell ist. Die kommerziellen Anbieter wollen sich die Verfügungsgewalt über ihre digitalen Produkte nicht aus der Hand nehmen lassen. Die Bibliotheken aber müssen mit aller Macht versuchen, wenigstens eine Kopie dauerhaft und zentral archivieren zu dürfen. Sonst bewegt sich die wissenschaftliche Kommunikation weiter auf dünnem Eis. Es gehört aber zum Kern des Verständnisses von Wissenschaft, die Vorarbeiten anderer zitieren und das Geschriebene im Zweifel nachprüfen zu können. Früher haben Bibliotheken es geschafft, diesen Kokon von aufeinander verweisenden gedruckten Texten zu sichern und verfügbar zu halten. Heute stehen sie vor einer viel größeren Herausforderung.

Alles haltbar?

Digitale Objekte sind leicht zu verändern, permanent zu aktualisieren, ja geradezu fluid. Manchmal handelt es sich um laufend aktualisierte Textkonglomerate, die gar keine lineare Struktur mehr haben. Hinzu kommt: Wissenschaftliche Texte im Netz stammen häufig von zahlreichen Urhebern oder sind sogar nach dem Wiki-Prinzip hergestellt. Das macht die traditionelle Sammelaufgabe der Bibliotheken, die sich auf elektronische Publikationen erweitert hat, zu einem Kunststück, wie den berühmten Pudding an die Wand zu nageln. Der Medienmix, dem Bibliotheken gerecht werden müssen, wird immer vielfältiger.

Auf einem anderen Blatt steht, wie „dauerhaft“ elektronische Dateien überliefert werden können. Es geht nicht darum, einfach Daten zu duplizieren und sie an einem zweiten Ort zu speichern.

Vielmehr müssen Dateiinhalte in ihrer originalen Nutzungsumgebung authentisch verfügbar gehalten werden. Das ist eine vertrackte Sache, weil die Betriebssysteme ebenso veralten wie die Hard- und Software. Die Langzeitarchivierung ist nicht nur ein technisches, sondern auch ein organisatorisches und finanzielles Problem. Die entsprechenden Geschäftsgänge müssen in die Abläufe der Bibliotheken integriert werden, und irgendwer muss die Folgekosten bezahlen.⁸ Der amerikanische Experte für Langzeiterhaltung Jeff Rothenberg charakterisiert die Lage sarkastisch: „Digital documents last forever – or five years, whichever comes first.“⁹

Die gedruckten Medien garantieren die Überlieferung vorläufig noch besser als die digitalen. Papier lässt sich im Zweifel kostengünstiger und einfacher restaurieren, als *bits and bytes* haltbar zu machen. Das ungelöste Thema brennt den Bibliothekaren auf den Nägeln und wird sie in den nächsten Jahren immer stärker beschäftigen. Noch völlig offen ist derzeit, welche Instanz die dafür nötigen finanziellen Mittel bereitstellt, jenseits befristeter Projekte.¹⁰

Oder halten die Bibliotheken Flüchtigkeit, Nichtverortbarkeit und Fragilität des neuen Mediums nur irrtümlich für Riesen und kämpfen wie Don Quijote tatsächlich gegen Windmühlen? Vielleicht empfindet die digitale Wissensgesellschaft die Probleme, die die Bibliothekare sehen, gar nicht als kritisch und legt auf eindeutige Referenz keinen Wert mehr. Vielleicht verzichtet sie auf Konkretheit und Eindeutigkeit, wenn sie dafür situative Brauchbarkeit bekommt.¹¹ Dann allerdings wäre der kontinuierliche Sammelauftrag der Bibliotheken ein Anachronismus.

So fragt etwa auch der Medienwissenschaftler Wolfgang Ernst: „Ist das Konzept der Nachhaltigkeit nicht längst schon Symptom einer nicht mehr auf Gedächtnis fixierten gesellschaftlichen Akzeptanz? [...] Die Nutzer des Internet nehmen den raschen Verfall von Webseiten und damit Gedächtnisverlust in Kauf für den gegenüber den bibliothekarischen Traditionen des Abendlands dramatisch eskalierten Vorteil, den dieses System als unverzüglicher Zugriff auf ungeheure Wissensmengen bietet [...] Für den Genuss der nahezu unverzüglichen Verfügbarkeit von Online-Wissen im Web wird der Verlust seiner Nachhaltigkeit in Kauf genommen.“¹² Dann allerdings wäre der Auftrag der Bibliotheken auf diesem Feld ein Anachronismus.

Vielleicht haben wir nicht genug Fantasie, uns eine Gesellschaft vorzustellen, die ohne die bindende Kraft des Gedächtnisses auskommt? Das kann sich der Physiker und Wissenschaftsjournalist Ranga Yogeshwar überhaupt nicht vorstellen und hat seine Antwort auf das Ge-

dankenexperiment, das kulturelle Gedächtnis zu verlieren, in seinem Buch „Nächste Ausfahrt Zukunft“ in ein prägnantes Bild gefasst:

„Der kulturelle Blackout wäre subtiler als der plötzliche Ausfall von Elektrizität, doch in seinen Konsequenzen würde unsere Gesellschaft den Halt verlieren. Diese eminent wichtigen Brücken in die Vergangenheit [...] halten die Gesellschaft zusammen. Die lebendige Vergangenheit gleicht dem Schwert und den schweren Ballasttanks eines großen Segelschiffs. Versteckt unter der Meeresoberfläche verleihen sie dem Boot Stabilität, wenn der Wind in die Segel greift. Eine vergangenheitsblinde Kultur wäre den Stürmen schutzlos ausgeliefert. Bei Flaute merkt man vielleicht nichts davon, doch sobald der Wind sich erhebt, erwirken die Naturkräfte das Kentern.“¹³

Vorerst lassen sich die Bibliotheken nicht darin beirren, die Probleme der im Netz bereitgestellten Publikationen pragmatisch anzugehen. Sie tragen entscheidend dazu bei, den freien Zugang zu Informationen herzustellen und möglichst langfristig zu sichern. Auf ihren eigenen Servern bieten sie Plattformen für unendlich viele Netzpublikationen. Anders gesagt, sie bauen große Sammlungen auf, zu denen analoge und digitale, gekaufte und frei zugängliche Dokumente gleichermaßen gehören. Und wenn Sammlungen ihr Eigentum sind, können sie versuchen, sie dauerhaft zur Verfügung zu stellen.

Mit Auswahl und Speicherung wäre jedoch eine einzelne Bibliothek, auf sich gestellt, überfordert, weil die Aufgabe viel zu groß ist. Die Fokussierung auf die eigene Sammlung reicht heute nicht mehr aus. Die eigene Sammlung muss als Teil eines Netzwerks begriffen werden. Bibliotheken müssen heute viel arbeitsteiliger vorgehen und viel mehr miteinander kooperieren, als dies in der Welt der gedruckten Literatur notwendig

war. Bibliotheken müssen Bestand halten, aber sie funktionieren nur noch als System.

Alles zum Anfassen – Bibliotheken als reale Orte

Auch wenn man zugesteht, dass es Bibliothekare geben sollte, die sich um die Auswahl, Finanzierung, Erschließung und Vermittlung von Publikationen kümmern, ist die Frage berechtigt, ob nicht irgendwann Bibliotheken als reale Räume überflüssig werden. Wenn es vollkommen egal ist, wo die Server für die digitalen Dienste stehen, braucht es vielleicht gar keine stationären Bibliotheken mehr?

An erster Stelle auf der Liste der gefährdeten Arten könnten Bibliotheken des zweiten Typs stehen, die wissenschaftlichen Bibliotheken mit ihrem Dienstleistungsauftrag für die Hochschulen: Sicher nicht die traditionsreichen Universitätsbibliotheken mit einem alten Buchbestand oder anderen Alleinstellungsmerkmalen, wohl aber die neueren Einrichtungen mit Schwerpunkt auf den Fächern der Naturwissenschaften, Technik und Medizin.

Der gemeinsame Betrieb von benachbarten Hochschulbibliotheken mit ähnlicher Ausrichtung wird erstmals in Karlsruhe realisiert. Dort wurde schon 2008 eine Vereinbarung zwischen der Fachhochschule und der Universität mit dem Ziel getroffen, die Fachhochschulbibliothek vollständig durch die heutige Bibliothek des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT) betreiben zu lassen. Die volle Integration scheint deshalb erfolgreich zu sein, weil die Partner sich freiwillig zusammengeschlossen haben und die Bereitstellung von Medien und Dienstleistungen vor Ort tatsächlich bedarfsgerecht gelingt.¹⁴ Es ist nicht schwer zu prophezeien, dass dieses Beispiel Schule machen wird.

In offensichtlichem Widerspruch zur zunehmenden Bedeutung der digitalen Bibliothek entstehen auch in der Gegenwart großartige neue Bibliotheksbauten. Die besten Architekten auf der ganzen Welt wetteifern in Entwurf und Gestaltung von Bibliotheksgebäuden.¹⁵ Vielleicht ist es für sie gerade deshalb eine so schöne Herausforderung, weil neue Arbeitsformen in das traditionelle Gefüge einer Bibliothek integriert werden müssen. Oder können sich Architekten für diese öffentliche Bauaufgabe einfach begeistern, weil sie an die Bibliothek glauben?

Erinnert sei nur an wenige herausragende Beispiele von deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken neueren Datums:

- Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (Architekten: Ortner & Ortner 2002)

Abb. 2: Universitätsbibliothek, Steubenstraße 6–8, 99423 Weimar (©Bauhaus-Universität Weimar, Foto: Nathalie Mohadjer)



- Bibliothek der Technischen Universität Cottbus (Herzog & de Meuron 2005)
- Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar (Barz-Malfatti, Schmitz 2005)
- Universitätsbibliothek der Bauhaus-Universität Weimar (Meck 2005)
- Philologische Bibliothek der Freien Universität Berlin (Foster 2005)
- Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität (Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum) in Berlin-Mitte (Dudler 2009)
- Leipziger Erweiterungsbau der Deutschen Nationalbibliothek (Glöckler 2011)
- Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt (Bär, Stadelmann und Stöcker 2013)
- Campusbibliothek Lichtwiese der Universität Darmstadt (Heide 2013)

Dabei wandelt sich das Aussehen von Bibliotheken erheblich. Keine erinnert mehr an die Ehrfurcht gebietenden Büchertempel des 19. Jahrhunderts mit ihren riesigen Magazinen. Viele sind äußerlich gar nicht mehr als Bibliotheken erkennbar. Die Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar verwahrt den größten Teil ihres Buchbestands weder im Rokokosaal noch im modernen Studienzentrum, sondern verborgen in einem Tiefmagazin. Es liegt unmittelbar vor dem Historischen Bibliotheksgebäude und ist von außen nicht erkennbar. Die Besucher laufen ahnungslos über eine Million Bücher hinweg, wenn sie sich zum Eingang am Platz der Demokratie begeben.

Die Leser von Bibliotheken kommen heute mit den unterschiedlichsten Bedürfnissen ins Haus:

von Studenten, die nur einen WLAN-Anschluss brauchen oder sich mit Kommilitonen ein Thema erarbeiten wollen, bis hin zu Forschern, die vor Ort mit Sondersammlungen arbeiten. Längst gibt es nicht mehr nur Leihstelle und Lesesaal, sondern unterschiedliche Aktivitätszonen:

- Lounges mit bequemen Sitzmöbeln
- Plätze im Bibliothekscafé
- Veranstaltungs- und Schulungsräume
- Räume zum Ausprobieren von Technik
- Bereiche für Gruppenarbeit
- Arbeitsplätze für Eltern mit Kind
- schallgeschützte Abteile zum Telefonieren
- Studios für Ton und Bilder
- Plätze für Information, Kurzrecherche und zum Anlesen
- Stillarbeitszonen für konzentriertes Lesen und Schreiben inmitten fachlich geordneter Freihandbestände.

Selbst der schon häufig totgesagte klassische Lesesaal bildet oft wieder das Herzstück der neuen Bibliotheken, weil seine Arbeitsatmosphäre so beliebt ist.

Die Bibliotheksräume erhalten auch durch neue Möblierungskonzepte Aufenthaltsqualität und Eigenart – sofern sie nicht schon so überlaufen sind, dass die Nutzer doch gerne schnell wieder nach Hause streben. An den Nutzerbereichen entscheidet sich, ob eine moderne Bibliothek „funktioniert“.

Es ist kaum vorstellbar, dass Bibliothekare künftig wie Energieberater in schwer lokalisierbaren Büros sitzen und Auskünfte nur noch über Skype erteilen. Die physischen Räume der



Abb. 3: Bücherkubus im Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Foto: Olaf Mokansky, © Klassik Stiftung Weimar

Bibliothek sind essenziell, selbst wenn Bibliotheken auf Fächer wie Naturwissenschaften, Technik und Medizin ausgerichtet sind, in denen schon vieles online zur Verfügung steht. Bibliotheken bieten die Möglichkeit zur Beratung, zur Präsentation von Medien und zu sozialer Interaktion.

Bisher hat sich die räumliche Anordnung des Wissens, wie sie in den systematisch nach Fachgebieten aufgestellten Büchern zum Ausdruck kam, als äußerst nützlich erwiesen. Das einzelne Objekt wird in einem geordneten Kontext präsentiert. Der Nutzer muss seinen eigenen Körper in Bewegung setzen, muss suchen und zugreifen, um an das Dokument zu gelangen. Dadurch wird der Ort des Wissens mitsamt seiner Umgebung unbewusst gespeichert und bestenfalls mit der Erkenntnis bei der Lektüre verknüpft. Der Nutzer kann in seiner Erinnerung darauf zurückgreifen, so wie er nach dem Lesen eines Buches oft noch angeben kann, auf welchem Teil einer Seite ein besonders eindrucksvoller Gedanke gestanden hat. Funktioniert die Erinnerung genauso gut, wenn auf dem Display des immer gleichen technischen Gerätes bloße Zeichen registriert werden?

Der Medienwissenschaftler Markus Krajewski sieht den physischen Ort der Bibliothek nicht infrage gestellt: „Als intellektuelle Infrastruktur für geistige Arbeit, zumindest im kulturwissenschaftlichen Kontext, kann man auf die Abundanz der Texte, die Reizüberflutung und das Zuviel an Informationen, wie es in ihrer Gesamtschau nur die große Büchersammlung bietet, nicht verzichten. Vom Reiz des Haptischen, dem Blättern im Vergilbten und dem Finden des Verstellten ganz zu schweigen.“¹⁶ Der nach Fachgebieten geordnete und gut gepflegte frei zugängliche Bestand an Büchern bietet zumindest in den Kultur-, Geis-

tes- und Sozialwissenschaften nach wie vor den besten Anregungsfaktor.

In den Bibliotheken geht es nicht nur um einen Rezeptionsvorgang, sondern auch um produktives Verarbeiten des Gelesenen in der Form des Schreibens.¹⁷ Es ist eine ganz eigenartige Erfahrung, wenn dieses Verarbeiten inmitten einer Gesellschaft vieler anderer Kopfarbeiter geschieht. Wer beispielsweise einmal im *Main Reading Room* der New York Public Library an einem der Tische aus weißer Eiche gesessen hat, wird die vibrierende Stille von sechshundert anderen konzentriert arbeitenden Menschen als stimulierend empfunden haben. Man befindet sich in einem öffentlichen Raum und doch in einer intimen Situation. Es ist ein Ort, an dem ein vielstimmiges stummes Gespräch stattfindet, ein Denkraum. Das alles würde nicht so gut gelingen ohne die großartige Architektur. Der Leser an seinem Platz unter der Kassettendecke mit den riesigen Kronleuchtern empfindet sich als Teil einer kulturellen Gemeinschaft, die diesen Raum deshalb so prächtig ausgestaltet hat, weil sie das Bemühen um Erkenntnis wertschätzt.

Alles zu erleben

Bibliotheken sind Orte der geistigen Auseinandersetzung. Diese Funktion sinnlich zu erleben, versuchen sogar die flüchtigen Besucher, die nur einen Blick in den Lesesaal werfen dürfen und doch viel zu sehen haben. Weshalb sonst erleben die Bibliotheken auch einen touristischen Boom? Das gilt für die New York Public Library, die Klosterbibliothek Ottobeuren, das Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität Berlin wie für die Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar. Der dortige Rokokosaal zum Beispiel wird jedes Jahr von 90.000 Perso-

Abb. 4: Panorama-Aufnahme eines der beiden Lesesäle der New York Public Library von Diliff, 2006, lizenziert unter GFDL oder CC BY 2.5 via Wikimedia Commons.



nen besucht. Wenn die räumlichen Kapazitäten ausreichen und das historische Gebäude nicht so fragil wäre, wären es vielleicht drei- oder fünfmal so viele. So gehen viele Menschen enttäuscht am Haus vorbei, weil sie keine Eintrittskarte mehr bekommen können. Das große Interesse an dieser Bibliothek spricht für das Bedürfnis nach einem Ort, an dem man die historische Dimension der kulturellen Überlieferung spüren und sich selber als Teil einer *République des Lettres* imaginieren kann.¹⁸ Im Gegensatz zu den austauschbaren Räumen, die sonst unseren Alltag bestimmen, den Einkaufszentren, Verkehrs-zonen, Fernsehstudios oder Computerwelten, ist der Aufenthalt an einem solchen authentischen Ort nicht belanglos.

Der Soziologe Ray Oldenburg hat die Bedeutung von „Dritten Orten“ herausgearbeitet. Neben dem ersten Ort Wohnung und dem zweiten Ort Arbeitsplatz oder Ausbildungsstätte fänden sich Menschen auch an Dritten Orten zusammen, wo sie verweilen und miteinander kommunizieren könnten. Eine solche Funktion hätten etwa Cafés, Friseursalons oder Buchläden. Dritte Orte seien wichtig, um dem schwindenden Gemeinsinn in den modernen Gesellschaften entgegenzuarbeiten.¹⁹ Aber Oldenburgs Dritte Orte sind alles Orte des Konsums.²⁰ Dabei läge es nahe, der Bibliothek die Rolle eines Dritten Ortes zuzuschreiben, und viele Bibliothekare postulieren dies inzwischen mit guten Gründen. Denn die Bibliothek besitzt den besonderen Vorteil, dass in ihren Räumen die kommerziellen Interessen außer Kraft gesetzt sind. An welchen öffentlichen Orten ist das sonst der Fall? Die Bibliothek ist also nicht nur weltanschaulich „neutral“, sondern neutral auch in dem Sinne, dass sie jenseits des ökonomischen Kalküls angesiedelt ist.

In wieder anderer Perspektive gilt die Bibliothek als „Treffpunkt mit schwacher Intensität“, weil hier die Begegnungen nicht so formalisiert wie im Arbeitsleben und nicht so intensiv wie im privaten Bereich seien.²¹ Dadurch entstehe eine Offenheit für Kontakte und Gespräche, die es anderswo nur selten noch gäbe. Auch das „soziale Kapital“ der Bibliothek wird herausgearbeitet.²² Die Bibliothek zeichne sich als eine Arena aus, in der gesellschaftlicher Pluralismus erfahren und die Einübung von Respekt vor Andersheit eingeübt werden könne. Der Bibliothek kommt in allen Konzepten eine gesellschaftlich integrative Rolle zu. Es sind Versuche, ihre ausgeprägt soziale Funktion genauer zu beschreiben.

Die Menschen kommen heute aus anderen Gründen in die Bibliothek als früher, weil ein großer Teil ihrer Informationsbedürfnisse durch das Web und die Mobilgeräte erfüllt werden kann. Aber die Welt des Wissens lässt sich nicht

ausschließlich auf einem Tablet organisieren. Sie hat noch andere Dimensionen, auch kognitive und soziale Komponenten. Selbst wenn alle Texte maschinenlesbar gemacht sind, werden die Leser nicht wie Maschinen funktionieren. Der reale Ort Bibliothek bleibt, unabhängig von den Medien, die er zugänglich, und jenseits der Begegnungen, die er möglich macht, bedeutungsvoll als ein öffentlicher Ort des Denkens.

Resümee

Die Idee der Bibliothek besteht in der Verantwortung für die Verfügbarkeit von Veröffentlichungen. Ihr Zweck ist, Auskunft zu ermöglichen über den jeweils erreichten Stand der Erkenntnis. Ihr Mittel zum Zweck sind vernetzte Sammlungen mit analogen und digitalen Publikationen. Die Sammlungen müssen in ihr Eigentum übergehen, damit sie dauerhaft zur Verfügung gestellt werden können. Im Unterschied zu früher kann die Idee der Bibliothek nur noch durch Spezialisierung und Zusammenarbeit, also im System der Bibliotheken realisiert werden.

Die Idee der Bibliothek wird mit den Chancen, die die elektronischen Medien bieten, noch machtvoller werden. Wichtig ist jetzt, dass in Deutschland die politischen Rahmenbedingungen geschaffen werden, die für das Gedeihen der Bibliotheken nötig sind.

Die Merkmale des Internet sind Flüchtigkeit, Nicht-Hierarchie, Ubiquität und Vernetzbarkeit von allem und jedem. Die Merkmale von Bibliotheken sind Dauer, Ordnung, Kontext und Konzentration. Gepriesen sei die Zeit, die über beides verfügt und es kombinieren kann. Das Signet des berühmten venezianischen Druckers Aldus Manutius aus dem Jahr 1502 zeigt einen Anker, um den sich ein Delfin windet. Das Bild passt gut in unsere Zeit: Der Delfin steht für die Geschmeidigkeit des Internets, der Anker für die Beständigkeit der Bibliothek.

Abb. 5: SLUB Makerspace. Foto: TU Dresden/Fanny Hauser lizenziert unter <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>.



1. Hagner, Michael, *Zur Sache des Buches*, Göttingen 2015, S. 215 u. ö.
2. *Buch und Buchhandel in Zahlen 2017*, Frankfurt/M. 2017. Gezählt werden fast nur gedruckte Bücher; E-Books und die Print-on-Demand-Produktion sind nur zu geringen Teilen erfasst.
3. Griebel, Rolf, *Ein „folgenreicher“ Paradigmenwechsel. Die Ablösung der Sondersammelgebiete durch die Fachinformationsdienste für die Wissenschaft*. In: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 61 (2014), S. 138–157, hier S. 152.
4. Vgl. Pariser, Eli, *Filter Bubble. Wie wir im Internet entmündigt werden*. Aus dem Amerikanischen von Ursula Held, München 2012.
5. Anfang der 2000er-Jahre sprach man sogar von einem Verhältnis von 500:1. Heute ist die Situation eine andere, aber der nicht-suchbare Teil des Internet ist immer noch beträchtlich. Vgl. Stalder, Felix, *Kultur der Digitalität (edition suhrkamp, Bd. 2679)*, Berlin 2016, S. 194.
6. Larivière, Vincent, Stefanie Haustein und Philippe Mongeon, *The Oligopoly of Academic Publishers in the Digital Era*, PLOS ONE, 10. Juni 2015, <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0127502> [letzter Zugriff: 03.07.2018].
7. Einen guten Überblick über die unterschiedlichen Lizenzmodelle bietet Yakovleva, Svetlana, *The Limits of Licensing. A Literature Review* [Stand: 15.9.2017], siehe https://www.ifla.org/files/assets/clm/statements/limits_of_licensing_executive_summary.pdf [letzter Zugriff: 03.07.2018].
8. Eine gute Einführung in das Problem bieten Altenhöner, Reinhard und Sabine Schrimpf, *Bestandserhaltung und Langzeitverfügbarkeit digitaler Ressourcen: Strategie, Organisation und Techniken*. In: Griebel, Rolf [u.a.] (Hg.), *Praxishandbuch Bibliotheksmanagement*, Berlin 2015, Bd. 2, S. 850–872.
9. Rothenberg, Jeff, *Avoiding Technological Quicksand. Finding a Viable Technical Foundation for Digital Preservation*, Washington, D.C. 1999, S. 10, siehe <http://files.eric.ed.gov/fulltext/ED426715.pdf> [letzter Zugriff: 03.07.2018].
10. Ceynowa, Klaus, *„Bibliothekspolitik“ – Präention, Praxis und Perspektiven*. In: *Bibliothek – Forschung und Praxis* 40 (2016), S. 411–423, hier S. 414 ff.
11. Vgl. Pscheida, Daniela, *Langzeitzugänglichkeit von Informationen unter den leitmedialen Bedingungen des Internets*. In: Hollmann, Michael und André Schüller-Zwierlein (Hg.), *Diachrone Zugänglichkeit als Prozess*, Berlin 2014, S. 83–102, hier S. 96 ff.
12. Ernst, Wolfgang, *Memorisierung des „Web“*. *Von der emphatischen Archivierung zur Zwischenarchivierung der Gegenwart*. In: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 62 (2015), S. 144–152, hier S. 145.
13. Yogeshwar, Ranga, *Nächste Ausfahrt Zukunft. Geschichten aus einer Welt im Wandel*, Köln 2017, S. 274.
14. Scholze, Frank, *Betrieb von Hochschulbibliotheken als Komplettanbieter – das Beispiel Karlsruhe*. In: *b.i.t. online* 20 (2017), S. 398–401.
15. Vgl. Schmitz, Karl-Heinz, *The Library*. In: Baines, Mark [u.a.] (Hg.), *The Library. The Glasgow School of Art*, Glasgow 2015, S. 67–90. – Lushington, Nolan [u.a.] (Hg.), *Entwurfsatlas Bibliotheken*, Basel 2016. – Fansa, Jonas, *Die Bibliothek als physischer Raum*. In: Umlauf, Konrad und Stefan Gradmann (Hg.), *Handbuch Bibliothek. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven*, Stuttgart u. a. 2012, S. 40–72.
16. Krajewski, Markus, *Die Bibliothek als Meta-Medium*. In: *Handbuch Bibliothek* (Anm. 15), S. 81–89, hier S. 86.
17. Schneider bezeichnet die Lesesäle als Kreativräume: „Wie großartig ist es, wenn man im Lesesaal sitzt, die geforderten Bücher vor sich, und dann beginnt das, was man Lesen nennt, ein inneres Diskutieren und ein vertieftes Nachdenken, eine Mischung aus Hingerissensein und Kopfschütteln, aus Faszination und Zweifel. [...] Es finden Gedankenbewegungen statt; Wissen ordnet sich neu.“ Schneider, Ulrich Johannes, *Die Bibliothek als Wissensraum*. In: Mittelstraß, Jürgen und Ulrich Rüdiger (Hg.), *Die Zukunft der Wissenspeicher. Forschen, Sammeln und Vermitteln im 21. Jahrhundert (Konstanzer Wissenschaftsforum, Bd. 7)*, Konstanz u. a. 2016, S. 147–159, hier S. 153.
18. Jochum, Uwe, *Die Bibliothek als locus communis*. In: Assmann, Aleida [u.a.] (Hg.), *Medien des Gedächtnisses (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte; 72.1998, Sonderheft)*, Stuttgart u. a. 1998, S. 16–30.
19. Oldenburg, Ray, *The Great Good Place. Cafes, Coffee Shops, Bookstores, Bars, Hair Salons, and Other Hangouts at the Heart of a Community*, 2. Aufl., New York 1999.
20. Jaeger, Falk, *Inhalt und Architektur sollen faszinieren. Die Bibliothek als ‚vierter Ort‘*. In: *BuB Forum Bibliothek und Information* 59 (2017), S. 404–407.
21. Audunson, Ragnar, *The public library as a meeting-place in a multicultural and digital context. The necessity of low-intensive meeting-places*. In: *Journal of Documentation* 61 (2005), S. 429–441.
22. Literaturhinweise bei Aabø, Svanhild und Ragnar Audunson, *Use of library space and the library as place*. In: *Library & Information Science Research* 34 (2012), S. 138–149.

Michael Knoche war bis 2016 Direktor der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar. Dieser Text lag einer Sendung des Deutschlandfunks in der Reihe „Essay und Diskurs“ am 17.12.2017 zugrunde. Er wird hier mit Anmerkungen und Zitatnachweisen wiedergegeben. Ausführlich stellt der Autor seine Überlegungen in dem Buch ‚Die Idee der Bibliothek und ihre Zukunft‘ vor, das 2018 im Wallstein Verlag, Göttingen, erschienen ist.